

# LESEPROBE

**Bestimmt (k)ein modernes Märchen**

Roman

von

Patricia Renoth

Patricia Renoth  
Copyright © 2024 Patricia Renoth

Alle Rechte, einschließlich die des vollständigen oder teilweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Patricia Renoth, Friedensstr. 24, 85622 Feldkirchen  
[patricia.renoth@gmx.de](mailto:patricia.renoth@gmx.de)  
[www.PatriciaRenoth.com](http://www.PatriciaRenoth.com)

Covergestaltung:  
Patricia Renoth  
Foto: Deagreel / iStock  
Textur: Sigmund / Unsplash  
Kapitelzieren: Irmun / iStock

Gefördert durch das Stipendienprogramm  
NEUSTART KULTUR



**FÜR ALLE, DIE NOCH AN  
MÄRCHEN GLAUBEN.**

## Soundtrack ♪

Wie ihr es von mir gewohnt seid, gibt es auch zu diesem Roman wieder einen Soundtrack. Das heißt, ich werde euch an passenden Stellen dazu auffordern, euch bestimmte Lieder anzuhören. Es sind die Songs, denen ich auch beim Schreiben gelauscht habe. Und wenn ihr wollt, verstärken sie die Stimmung in bestimmten Szenen zusätzlich. Es ist ein Angebot, ob ihr es annehmt, bleibt natürlich euch überlassen.

Den Link zur Spotify-Playlist findet ihr auf meiner Homepage. Ihr könnt euch die Lieder aber natürlich auch bei allen anderen Musikplattformen anhören oder bei YouTube.

Mein Dank gilt wie immer allen Künstler\*innen für die Inspiration:

*Lied 1: Song For Zula – Phosphorescent*

*Lied 2: Time Of Our Lives – Paul van Dyk feat. Vega4*

*Lied 3: Get You Down – Sam Fender*

*Lied 4: The Miss Marple Theme – Ron Goodwin*

*Lied 5: Sweet Disposition – The Temper Trap*

*Lied 6: Night – Ludovico Einaudi, Luke Woodapple*

*Lied 7: Will We Talk? – Sam Fender*

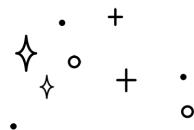
*Lied 8: Schön genug – Lina Maly*

*Lied 9: All I Have To Give – Hurts*

*Lied 10: Control – Zoe Wees*

*Lied 11: Take Me Home – Jack Savoretti*

## Kapitel 1



### Jeder ist seines Glückes Schmied

*Dieses Sprichwort kannte man angeblich schon bei den alten Römern. Ein Politiker soll es damals als Erster verwendet haben. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob es immer möglich ist, der Schmied seines Glückes zu sein. Manchmal hat man einfach Pech. Verdammtes Pech. Und da hilft einem dann selbst der brachialste Schmiedehammer nicht weiter.*

\*\*\*

Schuld war einzig und allein der Wisent. Ohne dieses blöde Vieh würde meine beste Freundin immer noch mit mir zusammenwohnen. Wäre immer noch hier. Bei mir.

Wie ferngesteuert wanderte ich durch die Wohnung, die sich plötzlich so gar nicht mehr heimelig anfühlte. Überall klafften Löcher. Wo einmal der Couchtisch gestanden hatte, herrschte gähnende Leere. In der Küche fiel mein Blick auf die offenen Regale, die zur Hälfte ausgeräumt waren. Tessa war immer für mich dagewesen, schon seit ich denken konnte. Sie war an meiner Seite gewesen bei all den Schicksalsschlägen, die ich im Laufe der Jahre hatte wegstecken müssen. Und nun hatte auch sie mich alleingelassen.

Ich öffnete die Tür zu ihrem Zimmer. Hier roch es vollkommen falsch. Nicht mehr nach ihren geliebten Duftkerzen, sondern nach frischer Farbe. Kalt und ohne Seele. Alles übermalt.

Zehn Jahre hatten wir hier gemeinsam gewohnt. An der Pinnwand im Flur hingen neben Flyern und Postkarten auch Fotos von uns beiden. Auf einem davon lachten wir herhaft in die Kamera. Vom Wind zerzaustes Haar und Sternfunkeln in Tessas dunklen und meinen blaugrauen Augen. Ich schnitt mir selbst eine Grimasse, um das brennende Gefühl in meiner Brust zu vertreiben. Ein schwelendes Feuer kurz vor dem Ausbruch.

*Da siehst du mal, wohin dich das gebracht hat, Meike. Glück bedeutet immer eine riesige Fallhöhe. Und im Moment liegst du zerschmettert auf dem Boden.*

Möglicherweise übertrieb ich ein bisschen. Immerhin war Tessa *nur* ausgezogen. Aber nicht einfach innerhalb Berlins – nein, Tessa hatte mal eben fünfhundert Kilometer zwischen uns gebracht. Und in dem Kaff, in dem sie von nun an leben würde, gab es nicht einmal einen Bahnhof. Ich hatte erst gedacht, das sei ein Scherz. Aber ... nein. Fünfhundert Kilometer sind eine echt weite Strecke, wenn man kein Auto hat. Na ja, genau genommen befand sich schon eines in meinem Besitz, aber damit wollte ich nicht fahren. Konnte es nicht mehr.

Mein Blick wanderte weiter über die Pinnwand, bis ich in die Augen eines Wisents starnte. Er grinste mich von einem Faltprospekt herab hämisch an, als würde er genau wissen, dass er gewonnen hatte. Okay, er grinste vielleicht nicht, aber sein Gesichtsausdruck war eindeutig verschlagen – wenn nicht sogar hinterlistig. Ich öffnete die oberste Schublade der Kommode direkt unter der Pinnwand und kramte einen schwarzen Filzstift hervor. Damit verpasste ich dem Wisent einen Schnurrbart, riesige Glubschaugen und ein Ringelschwänzchen.

„Na, wer schaut jetzt dumm aus der Wäsche?“ Zufrieden legte ich den Stift an seinen angestammten Platz zurück.

Der kurze Stimmungsaufschwung war allerdings schnell wieder verflogen. Lethargisch sank ich auf die große, gemütliche Eckcouch, die jeden Sonntag Schauplatz unserer Serienabende gewesen war. Die würde es von nun an nicht mehr geben. Oder nur noch per Videotelefonie. Ich schnaufte schwer und hatte plötzlich das Gefühl, als wäre meine gesamte Energie aufgebraucht. Mit den Händen strich ich über den weichen dunkelblauen Velourstoff und dachte an die vielen schönen Momente, die wir hier verbracht hatten.

Das Handy klingelte und zerriß jäh meine Gedanken. Es erschien mir jedoch unmöglich, von diesem Sofa aufzustehen. Eine schier unmenschliche Kraftanstrengung, die gerade niemand von mir verlangen sollte. Das Klingeln erstarb.

Ich fühlte mich, als würde mich die Couch einsaugen, als würde ich in die Ritzen fließen und darin komplett verschwinden. Als wäre ich einfach nicht mehr da. Keine Ahnung, wie lange ich so dalag, als es ein zweites Mal läutete. Und kurz darauf ein drittes Mal. Das war wie ein Weckruf, mich nicht weiter in diese Stimmung hineinfallen zu lassen. Mit Mühe stemmte ich mich hoch und versuchte, diese düsteren Gefühle abzuschütteln.

*Jetzt reiß dich zusammen, Meike! Und hör auf, dich selbst zu bemitleiden!*

Ich straffte meine Schultern und griff nach dem Telefon, das auf dem Küchentisch lag.

„Na endlich! Was treibst du denn?“, schallte mir Tessas Stimme entgegen.

„Deinen Auszug betrauern, was sonst?“, erwiderte ich schwach.

„Und das hält dich davon ab, ans Handy zu gehen, wenn ich anrufe?“

„Bist du gut angekommen?“, wechselte ich das Thema.

„Ja und das Umzugsunternehmen hat es auch schon hierher geschafft und trägt gerade die ersten Sachen rein. Mir ist aufgefallen, dass ich mein Ladekabel vergessen habe. Liegt das zufällig im Wohnzimmer?“

Ich ging nachsehen und tatsächlich fand ich es in der Steckdose neben dem Sideboard.

„Ich schick es dir zu. Wohin noch mal? Buxtehude? Timbuktu? Ich hab's schon wieder vergessen.“

Tessa schnaufte. „Du weißt genau, dass Severin in Wöllzenau wohnt, wo ich seit einem Jahr jedes zweite Wochenende hinfahre.“

Ja, das wusste ich leider nur zu gut. Die beiden hatten sich über die Arbeit kennengelernt. Tessa war Biologin und hatte im Berliner Zoo unter anderem das Zuchtprogramm für Wisente betreut. Severin wiederum war bei einem Arten-schutzprojekt angestellt, das diese urzeitlichen Rindviecher in Deutschland wieder ansiedeln sollte. Ihre Leidenschaft für diese stinkenden Biester hatte die beiden also zusammengebracht. Sie hatten monatelang eine Fernbeziehung geführt, die keinen von ihnen wirklich glücklich gemacht hatte. Als dem Wiederansiedlungsprojekt dann eine weitere Stelle bewilligt worden war, hatte Tessa nicht lange überlegt und sich sofort beworben. Und nun war sie tatsächlich dabei, zu ihrem Biologen-Freund in die Pampa zu ziehen, um dem europäischen Bison beim Wiedereinzug in deutsche Gefilde die Hufe zu halten.

Hätte Severin nicht einfach im Berliner Zoo anfangen können und die beiden hätten Papageien gezüchtet? Die sahen wenigstens schön aus. Oder Biber, die waren zumindest niedlich. Oder irgendeine andere Tierart, weiß der Geier? Nein, es mussten ausgerechnet Moschus ausdünstende Wisente sein. Es war zum Haareraufen. Natürlich hatte ich per se nichts gegen diese Tiere. Kein bisschen. Aber irgendjemandem musste ich die Schuld ja in die Schuhe schieben.

„Kann sein, dass ich das weiß“, antwortete ich schließlich. „Aber am liebsten hätte ich nie von diesem vermaledeiten Wöllzenau erfahren.“ Vielleicht half mir ja ein bisschen Trotz, diesen schwarzen Tag zu überstehen.

„Du wirst ohne mich zurechtkommen“, meinte Tessa mitfühlend. Mit ihrer Sanftheit radierte sie meine Widerborstigkeit komplett aus. Nicht einmal ein kleines Fitzelchen davon blieb übrig.

„Nein“, flüsterte ich und schloss die Augen. „Werde ich nicht. Du bist immerhin meine einzige Freundin.“

*Und dieses Mal übertreibe ich leider nicht.*

„Okay, erst mal wirst du vielleicht nicht so toll zurechtkommen“, gab sie zu. „Aber sieh es als Chance, ein paar neue Leute kennenzulernen.“

„Du weißt genau, wie schwierig das für mich ist.“ Ich atmete tief ein und aus und versuchte, mich nicht erneut von meinen Gefühlen überwältigen zu lassen.

„Und du weißt genau, wie oft wir darüber geredet haben. Du kannst das. Du wirst Menschen begegnen, mit denen du eine gute Zeit haben wirst und sie mit dir.“

Ich würde ihr so gern glauben, aber meine Erfahrungen brüllten mir etwas anderes zu. Übertönten alles. Ließen ein dumpfes Schluchzen in mir aufsteigen.

„Hey! Kopf hoch, Süße! Ich vermisste dich auch jetzt schon. Aber ich bin ja nicht aus der Welt. Wofür gibt es diese tollen Dinge wie Videotelefonie und den ganzen Kram? Wir werden weiterhin dauernd Kontakt haben. Wahrscheinlich mehr als dir lieb sein wird“, versuchte sie, mich aufzumuntern.

„Das sagst du jetzt. Aber aus den Augen, aus dem Sinn.“

„Ein Sprichwort. War ja klar, dass das kommen musste.“ Ich stellte mir vor, wie sie gerade lächelnd die Augen verdrehte. „Das werden wir widerlegen. Ganz bestimmt. Meike, ich muss jetzt Schluss machen und den Möbelpackern sagen, wo was hingehört.“

Sie versuchte, ihre Euphorie zu verstecken, aber ich hörte sie trotzdem heraus. Ich wusste genau, wie sehr sie sich auf dieses neue Leben freute. Die Erkenntnis, dass nur ich der fiese Stachel in ihrem Fleisch war, der sie daran hinderte, das alles vollends zu genießen, war wie ein Schlag ins Gesicht. Denn dieser Stachel wollte ich nicht sein. Überhaupt nicht. Ganz und gar nicht.

„Es tut mir leid, ich bin gerade echt ein Häufchen Elend. Aber ich wünsche dir alles Glück der Welt für diesen Neuanfang. Das weißt du, oder?“ Ich schniefte verdächtig und versuchte um jeden Preis, den Schweißbrand in meiner Brust unter Kontrolle zu bekommen. Ich hätte Löschwasser gebraucht, konnte aber nur Tränenflüssigkeit finden. In dicken Tropfen kullerte sie aus meinen Augen.

„Danke, das weiß ich doch. Ich melde mich bald wieder – versprochen. Und dann zeige ich dir, wie wir die Wohnung umgestaltet haben. Okay?“

Ich atmete tief durch. Es dauerte kurz, bis ich wieder sprechen konnte. „Ja, mach das! Ich bin schon gespannt.“

„Und ... Meike?“

„Ja?“

„Viele Menschen sind es wert, sie näher kennenzulernen. Versprich mir, dass du es versuchst!“

Alles in mir sträubte sich dagegen, aber ich wusste auch, dass ich mit den Veränderungen in meinem Leben zurechtkommen musste. „In Ordnung“, versprach ich ihr.

Ich drückte den roten Telefonhörer auf dem Display meines Smartphones und legte es wieder zurück auf den Küchentisch. Dann zupfte ich mir ein Taschentuch aus der darauf stehenden Box. Während ich mich ausgiebig schnäuzte, dachte ich

über mich und meine Beziehungsunfähigkeit nach. Ich war mehr als ein bisschen verkorkst, was das betraf. Bisher war ich davor zurückgescheut, allzu viele enge Bindungen einzugehen. Aber hatte ich damit nicht auch irgendwie recht? Schließlich lief es doch immer wieder darauf hinaus, dass der eine dem anderen wehtat. Ob unabsichtlich oder absichtlich war egal. Nichts war wirklich von Dauer, das hatte ich in meinem achtundzwanzigjährigen Leben auf die harte Tour lernen müssen.

Ich war niemand mit einem ganzen Telefonbuch voller Freunde und bisher hatte mich das auch nicht gestört. Seit meiner Kindheit war Tessa immer an meiner Seite gewesen. Auf der Schaukel im Kindergarten hatte sie mich gleich am ersten Tag gefragt, ob wir Freundinnen sein wollten. Von da an war es ausgemachte Sache gewesen. Wir waren immer auf dieselben Schulen gegangen. Während Tessa später hier in Berlin studiert hatte, hatte ich eine Ausbildung zur Kauffrau für Büromanagement gemacht. Und als wir beide endlich genug Geld verdient hatten, waren wir zusammen in diese Wohnung gezogen. Ich hatte nie eine andere Freundin gebraucht und ich hatte mir nie Gedanken darüber gemacht, was passieren würde, wenn sie auf einmal nicht mehr hier in meiner Nähe wäre. Erneut spürte ich das funkenschlagende Knistern in meiner Brust.

*Du musst hier raus, Meike! Jetzt sofort!*

Ich schnappte mir meine khakifarbene Bomberjacke vom Haken und prüfte im Flurspiegel meine Frisur. Seufzend stellte ich fest, dass sich schon wieder ein paar hellbraune Strähnen aus meinem hohen Dutt gelöst hatten. Ich zog eine Klammer aus meiner Jackentasche und befestigte die losen Haare damit am Hinterkopf.

Meine Katzenaugen blickten mir müde und glasig entgegen – gezeichnet von einem emotionalen Tag.

Ich steckte meinen Schlüsselbund, das Handy und mein Portemonnaie in die Jackentaschen, schlüpfte in die ausgetretenen Chucks und verließ die Wohnung. Mein Zuhause war mir heilig, aber heute fühlte es sich überhaupt nicht nach einem Zuhause an. Ich holte das alte Rennrad aus dem Keller, das mir seit meiner Jugend gute Dienste leistete, und fuhr damit zu dem einzigen weiteren Ort, der für mich so etwas wie Heimat bedeutete.

Der eisige Fahrtwind biss mir in die Wangen und ich schob meine Mütze tiefer ins Gesicht. Trister, grauer Beton zog an mir vorbei. Dazwischen Wohnhäuser, in denen die ersten Lichter aufflammten. Im Hinterhof angekommen, lehnte ich das Rad an die von Graffitis verunstaltete Mauer. Ich konnte künstlerisch besprayten Wänden durchaus etwas abgewinnen, aber diese Schmierereien von pseudorebellischen Teenagern, die in Berlin zum Alltag gehörten, fand ich einfach nur grässlich. Irgendwann hatten wir es aufgegeben, die Außenwand der Werkstatt neu zu streichen, und so hatte sich über die Jahre eine Menge buntes Gekritzeln angesammelt, das in seiner Farbenvielfalt doch wieder interessant wirkte.

Ich schloss die schwere Metalltür auf und sofort traf mich der unnachahmliche Geruch von Autoreifen, Schmierstoff, Metall, Öl und Abgasen. Wie Balsam legte sich diese Duftmischung auf meine Seele. Ich drückte den Lichtschalter und die Leuchtstoffröhren an der Decke erwachten flackernd zum Leben. Es war kalt hier, aber ich machte mir nicht die Mühe, die Heizung aufzudrehen. Es würde ewig dauern, bis sich der Raum aufgeheizt hätte. So lange wollte ich nicht bleiben. Stattdessen schaltete ich einen Heizlüfter ein und wärmte mir daran meine Hände, die sich trotz der Handschuhe, die ich auf der Fahrt hierher getragen hatte, anfühlten wie Eisklötzte.

Die Werkstatt war nicht groß. Sie bot Platz für zwei Fahrzeuge, die man durch ein altes Metalltor mit Glaseinsätzen hereinführte. Ganz hinten in der linken Ecke war ein kleines Büro abgemauert, dessen große Glasfenster zur Werkstatt hin zeigten. Mehr als ein Schreibtisch und ein Kühlschrank passten dort nicht hinein. Neben der Bürotür gab es noch eine schmale, die zu einer winzigen Toilette führte. Das war alles. Das war unser kleines Paradies gewesen.

Früher einmal, hatte sich in diesen Räumen eine professionelle Autowerkstatt befunden, die in den Sechzigerjahren ihre Glanzzeit erlebt hatte. Fast zwei Jahrzehnte hatten die Räume leer gestanden, bevor sie mein Vater schließlich gekauft und Stück für Stück zu einer Hobbywerkstatt umgebaut hatte.

Ich betrachtete die Metallschilder von Öl- und Tankstellenwerbungen an der Wand gegenüber des Büros, als sähe ich sie zum ersten Mal. Viel zu lange war ich nicht mehr hier gewesen. Mit dem Finger fuhr ich über einen Metallcontainer voll mit Werkzeug, der schon eine nicht unbedeutliche Staubschicht angesetzt hatte.

In der Mitte des Raums stand das Herzstück des Ganzen, um das sich immer alles gedreht hatte: ein Porsche 356 Super 90 Cabriolet in Schwarz, Baujahr 1961. Vorsichtig zog ich die Schutzhülle weg und musste lächeln wie jedes Mal bei seinem Anblick. Er war Balsam für meine Seele.

„Hey, alles klar bei dir?“, begrüßte ich den Oldtimer wie einen alten Freund.

Er war der ganze Stolz meines Vaters gewesen. Der hatte ihn in einem erbärmlichen Zustand gekauft. Ich konnte mich gut daran erinnern, wie er ihn mir als Kind das erste Mal gezeigt hatte. „Ein vernünftiger Sportwagen“, hatte er ihn genannt. Nichts Abgehobenes, dafür zuverlässig und mit einer zeitlosen Formensprache ausgestattet. In liebevoller Kleinstarbeit hatte er ihn restauriert und aus ihm dieses Schmuckstück gemacht, das er heute war. Der schwarze Lack glänzte im grellen Deckenlicht und die rote Lederausstattung blitzte durch die Scheiben.

Andere Familien waren am Wochenende in den Schrebergarten gefahren, mein Vater und ich waren in die Werkstatt gekommen. Hier hatte ich Hausaufgaben erledigt, Bücher gelesen und gespielt. Aber am liebsten war ich meinem Vater zur

Hand gegangen. Ich war nie das typische Mädchen gewesen, was wohl auch daran lag, dass ich ohne Mutter aufgewachsen war. Schon als Kind hatte ich keine Probleme damit gehabt, mir die Finger schmutzig zu machen. Statt Prinzessinnenkleid hatte ich lieber Overall getragen und statt mit Puppen zu spielen, hatte ich lieber beim Ölwechsel geholfen.

Ich öffnete die Tür des Porsches und setzte mich auf den Beifahrersitz. Das weiche Leder knarzte zur Begrüßung und verströmte seinen einzigartigen Geruch nach dem Bienenwachs des Pflegemittels. Hier war schon immer mein Platz gewesen, bei Ausfahrten und Oldtimertreffen. Die Erinnerungen überfluteten mich unerwartet und wollten mich mit sich ziehen. Nutzten meinen labilen Zustand und gruben sich tief in mich hinein. Zeigten mir Bilder, die mich in diesem Moment traurig machten. Mein Vater und ich, wie wir bei Fahrten mit offenem Verdeck die Arme in den Wind gehalten hatten. Oder als er mir das erste Mal erlaubt hatte, selbst zu fahren. Der Stolz in seinen Augen, nachdem ich allein den Keilriemen gewechselt hatte.

All das stürmte auf mich ein und zog mich noch tiefer hinab. Dabei hatte ich doch herkommen wollen, um den Halt zu finden, den ich so dringend brauchte. Zwei Jahre war es nun schon her. Zwei Jahre, seit er von einem Einsatz nicht mehr zurückgekommen war.

*Es war ein Fehler, hierherzukommen. Warum machst du alles noch schlimmer?*

Mit beiden Händen fuhr ich mir übers Gesicht. Ich dachte an meinen stolzen Vater. Immer korrekt. Immer ordentlich. Immer zupackend. Er würde sich für mich schämen, wenn er mich so sehen könnte. Er war ein Fels von einem Mann gewesen, stark und unbeugsam. Aber er hatte auch seine lustigen Momente gehabt und seine liebevollen. Er fehlte mir so sehr. Ich schloss die Augen und sog den Bienenwachsgeruch der Lederpflege in meine Nase. Deutlich sah ich vor mir, wie er die Sitze immer damit behandelt hatte. Sah ihn mit seinem Poliertuch in der Hand, wie er lächelnd dieser Arbeit nachgegangen war. Hörte meinen Papa pfeifen – schief aber fröhlich. Und für einen kurzen Moment kam es mir so vor, als ob ich nur die Hand auszustrecken bräuchte, um ihn zu berühren. Tränen liefen mir über die Wangen, denn ich wusste, dass das nur ein Traum war. Sobald ich die Augen wieder öffnen würde, wäre da niemand. Denn ich war ganz allein in diesem Auto. Ganz allein auf dieser Welt.

*Du kannst etwas daran ändern. Es liegt an dir.*

Ich krallte die Hände in das Sitzpolster unter mir. Eine Wiele wartete ich noch, bis der Schmerz ein wenig abgeflaut war, dann öffnete ich meine Augen und wischte mir mit dem Jackenärmel die feuchten Spuren von meinem Gesicht. Mein Blick fiel auf das Autoradio. Gemeinsam hatten wir immer das Radio-Orakel gespielt. Als Kind

hatte mir mein Papa erzählt, dass das alte Blaupunkt-Gerät das im Porsche verbaut war, magisch wäre.

*Ich war niedergeschlagen aus der Schule gekommen, wollte meinem Vater aber nicht erzählen, was mir Sorgen bereitete. Es war mir unangenehm. Jemand hatte mich als Klassensprecherin aufgestellt und am nächsten Tag sollte die Wahl stattfinden. Ich hasste es, vor Leuten zu sprechen. Das Amt der Klassensprecherin war der größte Horror, den sich mein siebenjähriges Ich vorstellen konnte. Aber das war mir eben auch peinlich. Ich hielt mich für schwach, weil ich diese Gefühle hegte, und wollte nicht, dass mein Vater davon wusste.*

„Dann lass uns das Radio-Orakel befragen, es weiß immer, was zu tun ist.“ Dabei blickte er mich todernst an und deutete auf das Gerät im Porsche. Es war silbern, mit zwei großen, schwarzen Knöpfen rechts und links. Der eine veränderte die Lautstärke und mit dem anderen stellte man auf einer Skala in der Mitte die Frequenz ein.

„Du nimmst jetzt den rechten Knopf in die Hand, schließt die Augen und drehst einmal ganz wild hin und her. Mal sehen, bei welchem Lied du landest“, wies er mich an.

Aufgeregter fragte ich mich, ob ich ihm das abkaufen sollte. Mit sieben Jahren möchte man gern an zauberhafte Dinge glauben, aber man ahnt schon, dass die Weihnachtsgeschenke nicht vom Weihnachtsmann, sondern vom Papa stammen.

Ich war skeptisch, aber ein magisches Radio erschien mir auch unglaublich verheißungsvoll. Vorsichtig, um nichts kaputt zu machen, bewegte ich den Regler hin und her. Ich kniff die Augen zu, um ja nicht zu blinzeln. Wie sehr ich wollte, dass es klappte. Als ich stoppte, hörte ich nur Rauschen und undeutliche Liedfetzen. Sofort kroch bittere Enttäuschung in mir hoch.

„Es funktioniert nicht“, platzte es aus mir heraus.

Mein Vater lächelte. „Natürlich, du hast doch ein Lied gefunden. Jetzt müssen wir den Sender nur besser einstellen.“ Er drehte den Knopf eine Nuance weiter nach rechts. Schon hörten wir den Song klar und deutlich. Es war „Don't Worry Be Happy“ von Bobby McFerrin. Ich konnte kein Englisch und verstand den Text nicht, aber mein Vater erklärte mir, dass es in dem Lied darum geht, Sorgen nicht zu schwer zu nehmen. Jeder hat Ärger in seinem Leben, aber sich darüber aufzuregen, macht einen noch unglücklicher. Deshalb soll man lieber fröhlich sein. Es war wie eine Offenbarung für mich. Ich saß da wie vom Donner gerührt und war mir ganz sicher, dass dieses Radio magisch sein musste. Ich erzählte meinem Vater von der Klassensprecher-Sache und er zeigte sich verständnisvoll. Danach ging es mir deutlich besser.

Seitdem hatten wir das Radio-Orakel immer mal wieder befragt. Manchmal waren unsere Auslegungen ziemlich haarsträubend gewesen. Einmal hatte mein Vater den Wetterbericht erwischt. Er wollte wissen, ob seine Lieblingsfußballmannschaft die Bundesliga gewinnen würde. Der Meteorologe hatte einen Sturm angekündigt, was wir nach einer kurzen Diskussion negativ auslegten. Tatsächlich hatte sie nur den vierten Platz belegt. Auch als ich älter wurde und mir schon längst klar geworden war, dass das Autoradio keinerlei magische Energie besaß, hatten wir weiter daran festgehalten.

Jetzt zuckten meine Finger wieder einmal zum Radio, das unabhängig von der Zündung funktionierte, und ich schaltete es mithilfe des Lautstärkereglers ein. Von Nostalgie gepackt, drehte ich den rechten Knopf mehrmals hin und her. Die rote Nadel zuckte über die Skala mit den Empfangsfrequenzen. Ich schloss die Augen und dachte an meinen Vater, Tessa, die leere Wohnung und daran, was ich jetzt tun sollte – dann ließ ich los.

### ♪ Hör dir Lied 1 an: Song For Zula – Phosphorescent

Ich kannte das Lied nicht, aber vom ersten Moment an zog es mich in seinen Bann. Es gibt diese Songs, die man einfach hört und die man schön findet und man summt sie vielleicht sogar mit. Aber dann existieren da diese Lieder, die sich über die Ohren einen Weg in den Körper bahnen und ihn so schnell nicht wieder verlassen. Die sich tief in einen eingraben. Die sich durchbuddeln bis in die untersten Schichten der eigenen Seele. Es sind diese Songs, die es schaffen, einen wirklich zu berühren. Und genau so ein Stück Musik hörte ich nun. Wie konnte ein Lied nur so traurig sein und zur selben Zeit eine solch tiefgreifende Hoffnung heraufbeschwören?

Ich versank in den Zeilen und den Tönen. Kurz vor Schluss kramte ich hektisch mein Handy heraus, um die App zu öffnen, die Musiktitel erkannte und den dazugehörigen Interpreten zuordnete. Diesen Song wollte ich auf keinen Fall verlieren. Als das geklappt hatte, lehnte ich mich erleichtert zurück, schaltete das Radio aus und hörte mir das Lied auf dem Handy noch einmal an. Und noch einmal. Immer wieder und wieder. Die Traurigkeit entsprach meiner eigenen, insofern hatte das Orakel ins Schwarze getroffen. Aber wo war die Hoffnung? Ich fühlte sie in diesem Lied, dennoch spürte ich sie nicht für mich selbst.

Einer Eingebung folgend öffnete ich das Handschuhfach und griff nach Papas Notizbuch. Ich strich liebevoll über den blauen Leineneinband, der schon ganz abgewetzt war. Neben der Leidenschaft für Oldtimer hatte er eine Vorliebe für Sprichwörter gehabt. In diesem Buch hatte er sie zusammengetragen und sich Bedeutung und Herkunft aufgeschrieben, die er recherchiert hatte. Das Internet machte seine Bemühungen irgendwann obsolet, aber das hielt ihn nicht davon ab,

weiter in das Notizbuch zu schreiben. Ich hatte ihn so oft damit gesehen, dass es für mich untrennbar mit ihm verbunden war. Ich fuhr mit der Spitze meines Zeigefingers seine geschwungene Handschrift nach. Dann las ich eines der ersten Sprichwörter, die er notiert hatte: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“

Nicht die schlechteste Wahl, um es auf meine aktuelle Situation anzuwenden. Natürlich waren weder der Wisent noch Tessa dafür verantwortlich, dass ich in einer Krise steckte. Und sie waren auch nicht dafür zuständig, dass ich dort wieder herausfand. Mir erschien das Leben gerade als anstrengender Kraftakt, der mich zu bezwingen drohte. Aber Leichtigkeit war das, wonach ich mich eigentlich sehnte.

*Also her mit dem Schmiedehammer! Nimm es endlich selbst in die Hand! Es wird Zeit, dass du wie eine Erwachsene Verantwortung übernimmst und dich dieser Welt und den Menschen darin stellst!*

Ich war keine Einsiedlerin. Das wollte ich nicht sein. Ich mochte Menschen. Ich mochte nur keinen Small Talk. Und bei den meisten Leuten fand ich es wahnsinnig anstrengend, mich mit ihnen zu unterhalten. Einige hatten nicht wirklich etwas zu sagen und aus anderen Mündern kam viel zu viel Negativität – zumindest für meinen Geschmack. Und von denen, die mir tatsächlich ans Herz gewachsen waren, hatte ich mich immer verabschieden müssen.

*Aber so muss es nicht zwangsläufig sein. Und wäre es das im Endeffekt nicht trotzdem wert?*

Und da war sie, die Hoffnung, die das Orakel vorhergesagt hatte. Ein Lichtstreifen, der ein bisschen von der Dunkelheit verschluckte. Winzig, aber da. Ich würde es versuchen. Ich würde mein Bestes geben, mich neuen Leuten zu öffnen. Jemanden kennenzulernen.

*Aber wie genau stelle ich das an?*

Ein Magenknurren unterbrach meine Überlegungen. Seit dem Frühstück hatte ich nichts mehr gegessen. Mein Blick auf das Handydisplay zeigte mir, dass es kurz nach zweiundzwanzig Uhr war. Höchste Zeit, irgendetwas zwischen die Kiemen zu bekommen. Es war so schon schwer genug, mir das Hirn zu zermartern, wie man neue Freundschaften schloss – auf leeren Magen schien mir das ein Ding der Unmöglichkeit zu sein.

Ich deckte meinen alten Freund wieder mit der Plane zu und verließ die Werkstatt. Mit dem Rennrad fuhr ich wenige Straßen weiter. Vor dem *Henry's* schloss ich es ab. Die Kiezneipe trotzte seit Jahrzehnten Renovierungen und hatte es erfolgreich geschafft, sich gegen den Hipster-Mainstream zur Wehr zu setzen. Statt Craft Beer gab es hier das etwas angestaubte *Schultheiss*. Dafür war der Preis für ein Pils deutlich günstiger als in den meisten anderen Lokalen der Stadt.

Ich betrat den schummrigen Gastraum und steuerte direkt die Bar an. Hier im Inneren schien die Zeit buchstäblich stehengeblieben zu sein. Die holzvertäfelten

Wände erzählten Geschichten von feuchtfröhlichen Abenden und biederer Gemütlichkeit. Auf den Regalen reihten sich die unterschiedlichsten Bierkrüge neben kitschigem Nippes. Alte Schwarz-Weiß-Bilder von Berlin hingen zwischen eingerrahmten Autogrammkarten und Urkunden. Darunter hatten sich auch Fotos von Stammgästen gemischt. Mein Blick blieb kurz an dem Bild hängen, auf dem mein Vater und ich zu sehen waren. Wir grinsten in die Kamera und streckten triumphierend einen kleinen silbernen Pokal in die Höhe. Die Dart-Turniere hier waren legendär. Ein warmes Gefühl stieg in mir auf und ich war erleichtert, dass die Erinnerung diesmal keine Wehmut in mir auslöste. Es war einfach nur ein wundervoller Moment gewesen, an den ich gern zurückdachte.

Ich wandte mich zur Bar und nickte Henry zu, der seit fast vierzig Jahren sechs Abende die Woche hinter diesem Tresen stand. Dann setzte ich mich auf einen der Hocker.

„Warste in der Werkstatt?“, fragte er zur Begrüßung, während er weiter ein Bierglas polierte.

Henry war ein alter Freund meines Vaters gewesen. Meistens waren wir hier an den Wochenenden zum Essen eingekehrt, die wir in der Werkstatt verbracht hatten. Henry machte die besten Buletten in ganz Berlin, auch wenn man ihm das vielleicht auf den ersten Blick nicht unbedingt zutraute. Was vor allem an seinen grauweißen Haaren lag, die ihm immer wirr vom Kopf abstanden. Damit glich er eher einem zerstreuten Professor mit kleinem Bierbauch als einem Kneipenwirt.

„Hab kurz nach dem Rechten gesehen. Hast du noch was zu essen da? Ich bin am Verhungern.“

„Da haste aba ma Jlück jehabt, sind zwee Buletten über.“ Das Berliner Urgestein verschwand durch die Tür hinterm Tresen, die in die Küche führte.

Ich sah mich um. Außer mir waren nur vier weitere Gäste hier. Willi und Horst saßen wie immer am Stammtisch in der Ecke. Ich winkte ihnen kurz zu. Ganz hinten, am Ende des Raums, spielte ein junges Pärchen Darts. Wie hatten die sich wohl hierher verirrt? Würde ich Henry nicht kennen, hätte ich niemals auch nur einen Fuß in dieses Lokal gesetzt. Allein beim Gedanken daran, den kritischen Blicken der Stammkundschaft ausgesetzt zu sein, die in solchen Läden den festen Kern bildete, drehte sich mir der Magen um. Dann lieber in eine größere und modernere Bar gehen, wo alles anonym ablief.

Aber im *Henrys* fühlte ich mich sicher. Ich war bei der Stammkundschaft bekannt, gehörte quasi dazu und alle respektierten, dass ich niemand war, mit dem man einen kurzen Schwatz hielt. Ergo hatte ich meine Ruhe. Es war selten voll und laut, man konnte etwas essen und trinken und seinen Gedanken nachhängen. Perfekt für mich. Außerdem konnte ich hier jede geschmacklose Lampe und jeden mit einem Brennkolben auf Astscheiben gebannten Berliner Spruch.

Henry kam mit einem Teller Buletten, Salzkartoffeln und Senf zurück. Der erste Bissen in das saftige Fleisch mit der knusprigen Kruste ließ mich direkt leise aufstöhnen. Ich musste mich dazu zwingen, langsam zu essen und nicht alles einfach in mich hineinzuschaufeln.

Ohne zu fragen, hatte der Wirt mir mittlerweile ein Pils gezapft und es vor mich hingestellt. Beide Daumen in seine Hosenträger eingehakt, blickte er mich nun abwartend an.

„Deine Buletten sind die Besten, wie immer“, bestätigte ich ihm mit vollem Mund.

Zufrieden wendete er sich erneut dem Polieren seiner Gläser zu. Wir waren ein eingespieltes Team. Jeder wusste, was er vom anderen zu erwarten hatte. Henry war einer von den Guten. Viele Wirs punkteten mit ihrer Herzlichkeit und Redelaune. Henry dagegen war der beste Zuhörer unter der Sonne. Die Leute fühlten sich schnell wohl mit ihm und schütteten ihm ihr Herz aus. So hatte ich hier an der Bar unfreiwillig schon die ein oder andere dramatische Lebensgeschichte mitbekommen.

Nach dem Essen zog ich mein Handy aus der Tasche. Ich war es mir und Tessa schuldig, einen Plan zu schmieden, wie ich Freundschaften schließen konnte. Okay, nicht unbedingt in der Mehrzahl. Eine Freundin oder ein Freund würde ja erst einmal reichen. Aber wo fand ich einen Menschen, der mit meiner leicht verschrobenen Art zurechtkam? Und den ich dann auch noch mochte? Ich massierte mir die Schläfen. Das bescherte mir jetzt schon Kopfschmerzen. Die computerartigen Geräusche der Dartscheibe im Hintergrund machten das Ganze nicht unbedingt besser.

*Meike, konzentrier dich!*

Ich war schlecht in Freundschaften, aber weitaus schlechter in Beziehungen. Meine Erfahrungen mit der Männerwelt beschränkten sich auf einen ersten schlabbrigen Kuss auf einer Teenager-Party, eine Kurzbeziehung von drei Monaten in meinen frühen Zwanzigern und ein paar One-Night-Stands. Alles möglichst unverbindlich. Denn Liebe war für mich ein Buch mit sieben Siegeln. Und doch tauchte in letzter Zeit immer öfter ein Gesicht in meinen Gedanken auf: mokkabraune Augen, dunkler Dreitagebart und ein Lächeln, das einem die Schuhe auszog. Ich schloss kurz gequält die Augen, um dieses Bild zu vertreiben. Aber es ließ mich einfach nicht los. Und wie immer, wenn ich an ihn dachte, stieg dieses kribbelige Gefühl in mir hoch, das sich noch um ein Vielfaches steigerte, wenn wir uns leibhaftig gegenüberstanden. Dann war es, als würde eine ganze Ameisenkolonie in meinem Inneren verrücktspielen. Aufregend, aber auch ein wenig beängstigend.

Seit wenigen Monaten hatte die Werbeagentur, für die ich als Teamassistentin arbeitete, einen neuen Chef. Fabian.

Fabian mit den süßen Grübchen.

Fabian mit dem knackigen Hintern.

Fabian, der nie auch nur drei Worte mit mir wechselte.

*Es ist so dämlich, Meike, ausgerechnet deinen Chef anzuhimmeln. Seltens dämlich.*

Fest entschlossen das Kribbeln zu ignorieren und mich meinen wirklichen Problemen zu widmen, entsperre ich den Handybildschirm mit meinem Fingerabdruck und googelte nach den Worten „Freunde finden“. Das half mir aber überhaupt nicht weiter. Resigniert ließ ich das Handy sinken und mein Blick fiel auf den leergegessenen Teller, der immer noch vor mir stand. Das war DIE Idee. Jetzt hatte ich es endlich. Vor lauter zappeliger Euphorie wäre ich fast vom Barhocker gekippt.

Ich war richtig schlecht im Kochen. Mein Vater hatte uns mit Schinkennudeln, Sandwiches und Fertiggerichten ernährt, was so ziemlich genau das Repertoire war, das ich selbst besaß. Ich hatte nie den Elan gehabt, das zu ändern. Vor allem auch, weil Tessa wirklich außerordentlich gut kochte. Aber nun war ich erst einmal allein und musste wieder selbst für meine Verpflegung sorgen. Was lag da näher, als einen Kochkurs zu besuchen, bei dem ich neue Leute kennenlernen würde? Zwei Fliegen mit einer Klappe. Genial.

Mit vollem Enthusiasmus stürzte ich mich in die Suche nach einem geeigneten Kurs. Zwischendurch gähnte ich mehrmals, was mir hochgezogene Augenbrauen von Henry einbrachte.

„Emotionale Achterbahnfahrten sind ermüdend“, erklärte ich ihm schulterzuckend.

Mit einem zustimmenden Brummen räumte er meinen Teller ab, als hätte ich gerade eine völlig logische Erklärung abgegeben.

Endlich fand ich, was ich mir vorgestellt hatte: Einen Anfängerkurs, der kein Vorwissen voraussetzte und der einfache, und trotzdem kreative Rezepte versprach, die jeder lernen konnte. Ich buchte den Kurs sofort und bezahlte ihn gleich per *PayPal*. Dann zog ich meinen Geldbeutel aus der Jackentasche, um auch hier die Rechnung zu begleichen.

„Lass die Penunsen stecken. Is juut. Komm lieber wieder öfter her.“

Henry war einfach zu gut für diese Welt.

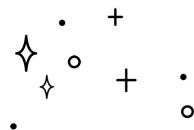
„Ich will nicht, dass dein Laden wegen mir pleite macht.“

„Dit, wat du hier konsumierst, is Pillepalle! Dat nächste Ma wieder.“ Er schmunzelte in seiner brummbärenartigen Art und fuhr sich durch seine ohnehin schon verwuschelten Haare. „Und jetzt ab in de Heia.“

„Zu Befehl!“ Ich salutierte.

Auf dem Rückweg steckte ich mir meine kabellosen Kopfhörer in die Ohren und hörte mir erneut den Orakel-Song an, während ich wie wild in die Pedale trat, um mich aufzuwärmen. Er handelte von der Liebe und Beziehungen und wie kompliziert sie sind. Trauer und Hoffnung, Hand in Hand. Das war absolut mein Song. Vielleicht war das Autoradio ja wirklich magisch. Vielleicht hatte mein Vater mit seinen Sprichwörtern recht. Und vielleicht, ganz vielleicht, war ich ja doch dazu fähig, Beziehungen einzugehen.

## Kapitel 2



### Ein Unglück kommt selten allein

*Ein uraltes Sprichwort, mit einem zutiefst menschlichen Hintergrund: Misserfolg macht anfällig für Fehler. Dir passiert also ein Unglück, du rutschst in eine verkrampte Abwehrhaltung und schwups, ziehst du das nächste Unglück quasi an, wie ein Magnet. Wer Angst hat zu versagen, präsentiert sich nicht von seiner besten Seite und macht ergo mehr Fehler. Das ist ziemlich ungerecht, finde ich. Hört sich irgendwie nach Teufelskreis an. Ist es also im Umkehrschluss einfacher, durchs Leben zu gehen, wenn man immer selbstbewusst und positiv gestimmt ist? Egal welches Schicksal einen ereilt? Na toll, das klingt so ganz und gar nicht nach mir. Ich habe soeben beschlossen, dass ich dieses Sprichwort absolut nicht leiden kann.*

\*\*\*

Der Drucker gab ein mitleiderregendes Piep-Geräusch von sich. „Wir kriegen dich schon wieder hin.“ Ich tätschelte ihm beruhigend das hellgraue Kunststoffgehäuse. Auch Bürogeräte hatten schließlich Gefühle. Das Wort „Papierstau“ blinkte wie wild im Display. Insgeheim musste ich grinsen: ein Drucker mit Schnappatmung.

Ich öffnete mehrere Klappen und suchte nach dem Übeltäter, der dieses Problem verursacht hatte. Endlich sah ich ein halb eingezogenes und total zerknittertes Blatt Papier und entferne es mit einem Kraftaufwand. Dann schloss ich die Klappe und voilà, das Piepen hatte aufgehört und der Drucker war wieder betriebsbereit. Ich tippte im Display auf den Druckauftrag in der Warteschleife und schon fing der große Kasten an zu schnurren und bedruckte Blätter auszuspucken.

„Du bist echt meine Rettung. Vielen Dank, Meike. Dann sind die Handouts für das Kundenmeeting doch noch rechtzeitig fertig.“ Die Kollegin vom Marketingteam strahlte mich an und ich schenkte ihr ebenfalls ein Lächeln. „Gern geschehen.“ Dann ging ich zurück zu meinem Schreibtisch. Er lag etwas abgeschieden in einer Nische des Flurs, vor dem Großraumbüro, wofür ich jeden Tag dankbar war. So bekam ich nicht alle Telefonate der anderen mit und hatte zumindest ab und zu meine Ruhe.

Einen Papierstau zu beheben war eigentlich keine große Sache. Jeder der mich einmal dabei beobachtet hatte, könnte es mit Leichtigkeit erledigen. Aber niemand in unserer Werbeagentur schien sich dafür zu interessieren – schließlich gab es ja mich, die Teamassistentin. Und es machte mir meistens auch nichts aus. Ich liebte Büroorganisation. Ich liebte es, wenn alles strukturiert und ordentlich war, und ich liebte es, anderen weiterzuhelfen. Trotzdem fühlte ich mich manchmal ein bisschen wie eine Nanny, die ihren Schützlingen alles bis ins kleinste Detail vorbereiten musste. Im Büroalltag waren erwachsene Menschen plötzlich nicht mehr dazu fähig, Tassen in die Spülmaschine zu stellen, abgelaufene Joghurts zu entsorgen oder eine Druckerpatrone auszutauschen. Aber mich darüber zu wundern oder gar zu ärgern, hatte ich längst aufgegeben.

Ich wandte mich meinem Bildschirm zu und setzte die Bestellung des Büromaterials fort, bei der ich vorher unterbrochen worden war. Allerdings kam ich nicht weit, bevor der Nächste mit einem Problem vor meinem Schreibtisch stand. Ich blickte auf und runzelte die Stirn, als ich unseren Artdirector Jan mit einer Türklinke in der Hand erblickte.

„Die hier lag auf der Herrentoilette. Irgendjemand hat sie abgerissen und dann einfach liegenlassen.“ Er hielt den Beweis in die Höhe und schenkte mir einen dramatischen Augenaufschlag, der noch dramatischer wirkte, weil sein Lidstrich heute rot war. Jan ging nie ohne aus dem Haus und wechselte täglich die Farbe. Er war eine echte Erscheinung. Mit seinen weißblond gefärbten, kurzen Kringellocken, seiner makellosen samtbraunen Haut und seinem extravaganten Kleidungsstil zog er überall die Aufmerksamkeit auf sich. Was natürlich von ihm auch so gewollt war. Für Jan ist der Mittelpunkt sozusagen erfunden worden.

Ich schenkte ihm einen angemessen schockierten Gesichtsausdruck. „Was ist denn mit den Leuten hier los? Ob es derselbe war, der vor zwei Wochen den Toilettenpapierhalter fast aus der Wand gerissen hat?“, überlegte ich laut.

„Irgendjemand scheint ein Problem damit zu haben, seine Kraft zu beherrschen. Eigentlich ganz sexy, aber auch total nervig. Wir sollten die Energydrinks aus dem Kühlschrank nehmen“, echauffierte er sich mit voller Ernsthaftigkeit.

Ich musste grinsen. „Ich rufe gleich den Hausmeister an, dass er sich darum kümmert. Lass die Klinke einfach hier bei mir liegen.“

„Danke, Darling.“ Seltsamerweise ging er nicht, sondern blieb an Ort und Stelle stehen. Das war deshalb so ungewöhnlich, weil auch hier im Büro längst allen klar war, dass ich nicht für Kaffee-Pläuschchen und Bürotratsch zur Verfügung stand. Ich kam mit den meisten meiner Kollegen wirklich gut aus, aber für mich war es nicht wichtig, mich mit ihnen privat auszutauschen. Ich beteiligte mich selten an Feierabendbierchen oder ging mittags mit zum Italiener um die Ecke. Von diesen ganzen Büro-Intrigen und dem gemeinsamen Geläster über die Kunden oder den

Chef hielt ich mich fern. Das zog mich alles viel zu sehr runter und außerdem war es so einfacher. Beziehungen waren kompliziert für mich und gerade bei der Arbeit wollte ich es unkompliziert. Natürlich entging mir dadurch auch der ein oder andere Spaß, aber ich fühlte mich sicherer so. Und mit den zum überwiegenden Teil extrem aufgetakelten Kolleginnen, die sich über die neusten Modetrends oder Beautyprodukte austauschten, konnte ich sowieso nichts anfangen. Lieber setzte ich mich manchmal zu den Technik-Leuten in die Grafik- und Videoabteilung und quatschte mit ihnen über aktuelle Serien oder ihre neusten Auto-Anschaffungen.

Jan hatte mittlerweile seine Hände in die Hüften gestemmt und starre mich regelrecht an. „Irgendwas stimmt doch heute nicht mit dir, oder?“

Sofort blickte ich an meiner Garderobe hinunter, um zu überprüfen, ob ich irgendwo einen Fleck hatte oder zufällig etwas falsch herum trug: Schwarze Bluse, dunkle Jeans, die Chucks, die noch nicht ganz so ausgetreten waren – alles schien in Ordnung zu sein. Im Büro gab ich mir immer etwas mehr Mühe mit meinem Outfit als privat. Es existierte zwar kein Dresscode, aber das Kundenaufkommen war hoch. Und auch wenn wir eine hippe Berliner Werbeagentur mit Kickertisch, gratis Energydrinks und einem Raum für Mittagsschlaf und Yogastunden waren, konnte es sich eigentlich nur Jan leisten, genau das anzuziehen, worauf er Lust hatte. Als Artdirector besaß er diese künstlerische Aura und somit Narrenfreiheit, was Klamotten anbelangte. Selbst wenn er in kurzer Hose, Adiletten und Hawaiihemd auftauchte, unterstützte das nur sein kreatives Image. Von einer Teamassistentin wurde allerdings etwas anderes erwartet.

„Nein, dein Style ist so langweilig wie immer“, haute er mir um die Ohren.

„Danke für die Blumen“, entgegnete ich ironisch. Wie gut, dass ich Jan schon lange kannte und seine direkte Art meistens nicht persönlich nahm.

„Es ist etwas anderes. Etwas mit deinem Gesicht stimmt nicht.“ Er tippte sich mehrmals mit dem Zeigefinger gegen seine Lippen. „Bei deinen Augenringen wäre sogar ein Pandabär neidisch. Aber es ist mehr als Müdigkeit. Bist du traurig?“

„Was? Wie kommst du darauf?“ Ich blickte ihn schockiert an. Woher wusste er das? Und warum interessierte es ihn überhaupt?

„Aha, erwischt. Ich dachte mir schon, dass da was nicht stimmt. Irgendwie flackert deine Aura.“

„Welche Aura? Und warum flackert sie?“ Völlig verständnislos sah ich ihn an.

„Mund zu, Täubchen.“ Er deutete mit einer affektierten Handbewegung eine Schlangenlinie an. „Ich kenne deine normale Büro-Ausstrahlung und heute ist etwas ganz und gar falsch.“

Ich stierte ihn weiterhin an und schwankte zwischen Bewunderung und Irritation. Entweder er war total genial oder absolut übergeschnappt. Wahrscheinlich beides zusammen.

„Also, raus mit der Sprache! Was hat dein Wochenende versaut? Tick, tack, ich hab nicht ewig Zeit.“ Er deutete auf seine Uhr.

Völlig überrumpelt erzählte ich ihm in knappen Sätzen von Tessas Auszug. Natürlich erwähnte ich nicht, dass sie meine einzige Freundin war und mir der Hintern deshalb gewaltig auf Grundeis ging. Stattdessen beichtete ich ihm mein zweites Problem, dass ich das ganze Wochenende verdrängt hatte: Ich musste eine oder sogar zwei neue Mitbewohnerinnen finden. Tessa hatte mit ihrem Akademiker-Gehalt mehr Miete bezahlt als ich, da sie auch zwei Zimmer bewohnt hatte. Eines war ihr Schlafzimmer und das andere ihr begehbarer Kleiderschrank gewesen. Meine finanzielle Situation war leider nicht gerade rosig. Mein Vater hatte mir die Werkstatt und seinen Porsche hinterlassen. Sein ganzes Geld war dort hineingeflossen. Von seinem restlichen Ersparnen hatte ich die Beerdigung bezahlt und mir etwas für die Unterhaltskosten, die ich monatlich für die Werkstatt abdrücken musste, zurückgelegt. Mit diesem Puffer würde ich auch erst einmal die Wohnung alleine halten können. Aber lange würde das nicht gutgehen. Selbstverständlich gäbe es die Möglichkeit, die Garage samt meines alten Freundes zu verkaufen, aber das war definitiv keine Option für mich. Ich könnte unmöglich das Einzige veräußern, was er mir hinterlassen hatte. Mein Herz hing an dieser Werkstatt. Sie war etwas Vertrautes, etwas, das mich mit meinem Papa verbunden hatte. Sie war ein sicherer Hafen in dieser chaotischen Welt. Mein einziger, um genau zu sein.

„Ich hätte mich eigentlich schon längst nach einem oder zwei Nachmieter für Tessa umschauen sollen. Schon als sie mir gesagt hat, dass sie weggehen wird. Aber ich hab das die ganze Zeit verdrängt, weil ich so einen Horror vor ihrem Auszug hatte“, vertraute ich mich nun Jan an.

„Verstehe. Die Mieten in Berlin sind auch nicht mehr das, was sie mal waren. Wenn du willst, höre ich mich mal um, ob jemand ein WG-Zimmer sucht?“, bot er erstaunlich freundlich an.

„Hat da gerade jemand WG-Zimmer gesagt?“ Ich er-starnte zur Salzsäule, als plötzlich unser Chef Fabian neben Jan auftauchte. Die Gelegenheiten, in denen ich je mit ihm gesprochen hatte, konnte ich an einer Hand abzählen. Da war ein kurzes Mitarbeitergespräch gewesen, als er vor ein paar Monaten hier angefangen hatte. Seitdem hatte er ab und an kleinere Aufträge für mich gehabt, die mir aber immer seine persönliche Assistentin Tanja weitergab. Ein oder zweimal hatte er mir eine Frage gestellt oder mich gebeten, Kaffee für ein Kundenmeeting zu machen, wenn Tanja morgens spät dran war. Ansonsten war ich für ihn mehr oder weniger Luft. Fabians Büro lag am anderen Ende des Stockwerks, weshalb er nur selten direkt an meinem Schreibtisch vorbeikam. Und ausgerechnet jetzt, als ich ausnahmsweise Jan mein Herz ausschüttete und etwas Privates besprach, kam er um die Ecke und blieb auch noch stehen. Ich wäre am liebsten im Erdboden versunken.

„Ganz recht. Unserem Mäuschen ist ihre WG-Partnerin abhandengekommen und nun sind ihre Taschen leer, aber dafür besitzt sie gleich zwei freie Zimmer.“

„Das hört sich perfekt an. Ein Zimmer würde genügen.“ Fabian klang regelrecht aufgekratzt.

Was in aller Welt hatte das zu bedeuten? Er suchte doch wohl kein WG-Zimmer? Ich ging jetzt mal davon aus, dass der Leiter einer Agentur, selbst der einer Zweigstelle, sich eine eigene Wohnung leisten konnte, wenn nicht sogar mehr.

Auch Jan schien irritiert zu sein. „Suchst du etwa?“

„Nicht für mich, aber für meine Tante. Wo ist deine Wohnung denn?“

Für seine Tante? Ich kam irgendwie nicht mehr mit. Verkrampft versuchte ich, mich aus meiner Starre zu lösen, während Fabians dunkle Augen mich erwartungsvoll anblickten. Er sah wie immer richtig gut aus. Das enge weiße Long-Shirt einer bekannten Luxus-Marke betonte seine breiten Schultern und brachte seinen durchtrainierten Oberkörper optimal zur Geltung. Seine graukarierte Anzughose saß ihm tief auf den Hüften und er hatte schon wieder andere Sneakers an. Seine Sammlung musste gigantisch sein. Ich hatte ihn bisher noch nie zweimal mit dem gleichen Paar gesehen. Heute steckten seine Füße in neongrünen *Nike Air Max*. Seine Haare, die an den Seiten kurzgeschnitten waren und die er oben etwas länger trug, hatte er mit Haargel gebändigt. Die Dosierung war absolut perfekt, denn es war nicht zu glattgeschleckt, sondern man erkannte noch die lockige Haarstruktur.

*Hör auf, ihn anzustarren, als wäre er Karamellpopcorn und antworte ihm endlich!*

„Äh, im Wedding. Also ich wohne dort. Im Wedding“, stotterte ich.

„Das ist genial. Ich wohne im Prenzlauer Berg. Das ist gar nicht weit entfernt“, strahlte er mich an, als hätte er im Lotto gewonnen.

Ich verstand immer noch nicht, was er eigentlich von mir wollte, und das sah man meinem Gesicht wohl an.

„Sorry, ich bin nur grade echt erleichtert und super froh. Aber von vorne: Meine Tante wohnt seit fast zwei Wochen bei mir. Sie hat ein paar Probleme zuhause und wollte einfach mal eine Weile weg und das Stadtleben genießen. Aber bei mir ist es einfach zu eng. Sie schläft gerade im Zimmer meiner Tochter, aber die ist dieses Wochenende bei mir und dann fehlt uns ein Raum. Hier ist aktuell so viel los, dass ich bis jetzt noch nicht dazu gekommen bin, mir eine Lösung einzfallen zu lassen. Aber so wie ich das verstanden habe, brauchst du schnell eine Mieterin?“

„Ja, schon...“, ich ließ den Satz in der Luft hängen. Am liebsten hätte ich ihm gesagt, dass ich mir meine Mitbewohnerin eigentlich selbst aussuchen wollte und seine alte Tante mit Sicherheit nicht in der engeren Auswahl landen würde. Aber er war mein Chef. Also verkniff ich mir diese Worte und suchte fieberhaft nach einer Ausrede.

„Wahrscheinlich willst du dir deinen langfristigen Mieter selbst aussuchen, aber meine Tante könnte in der Zwischenzeit einspringen und du hättest Gelegenheit, dir ganz in Ruhe jemanden zu suchen. Sie will nur einige Wochen, maximal wenige Monate in Berlin bleiben.“

Okay, na ja, wenn er es so formulierte ... Trotzdem, mit der Tante meines Chefs wollte ich auf keinen Fall zusammenleben. Sie würde ihm wahrscheinlich brühwarm über alle meine Fehler und Marotten in Kenntnis setzen und davon gab es leider nicht zu wenige.

„Problem gelöst, Zuckerschnute. Also kein Grund mehr, mir mit deiner negativen Aura den Tag zu verriesen.“ Jan drehte sich auf dem Absatz um und verschwand in Richtung seines Büros.

Ich kam mir vor wie im falschen Film. Was war denn heute bitte los? Wieso redeten alle über private Dinge mit mir und warfen mit seltsamen Begriffen wie *Aura* und *Tante* um sich. Mein Puls war mittlerweile in ungeahnte Höhen geschossen.

*Ganz ruhig! Denk nach und lass dir was einfallen, wie du aus der Nummer wieder rauskommst!*

Ich war immer noch nicht darüber hinweg, dass Fabian mich endlich einmal wirklich bemerkt hatte. Auf jeden Fall stand er hier und sah mir in die Augen. Und jetzt stützte er sich mit einer Hand am Schreibtisch ab und kam mir ein weiteres Stückchen näher. Ein Hauch seines Parfums wehte mir entgegen, dass eine holzige Note trug. Ich hätte bei ihm ja eher mit einem frischen, sportlichen Duft gerechnet.

*Hallo? Erde an Meike: Krieg deine Synapsen wieder in den Griff! Es ist Alarmstufe Rot!*

Auf keinen Fall wollte ich, dass eine mir unbekannte Frau im fortgeschrittenen Alter in Tessas Zimmer zog. Was sollte ich denn mit der reden? Das fiel mir bei Leuten meiner Altersklasse schon schwer genug. Wir würden uns schließlich nicht nur ein Bad, sondern auch ein Wohnzimmer und die Küche teilen. So langsam bekam ich leichte Panik. Sollte ich ein Haustier vorschieben? Vielleicht hatte Tantchen eine Allergie? Oder ...

„Dann wäre das ja geklärt. Mir fällt echt ein Stein vom Herzen. Das hätte mich ewig Zeit gekostet, eine passende Bleibe für sie zu finden. Du rettest mir gerade den Tag.“

Sein Lächeln brannte sich direkt in meine Seele und plötzlich wurde ich von Glückshormonen umspült.

*Ich rette ihm den Tag. Ich rette Fabian tatsächlich den Tag. Ich. Meike.*

*Komm wieder zu dir! Jetzt sofort! Du musst das verhindern!*

„Schreibst du mir die Adresse auf? Das Zimmer ist ab sofort frei, oder?“

Ich nickte wie paralysiert und sah mir selbst dabei zu, wie ich meine Anschrift auf einem Post-it notierte.

„Ich muss ihr noch ein Bett organisieren, aber das schaffen wir bis Freitag. Klasse. Gib Tanja einfach die nächsten Tage den Untermietervertrag. Mit den Kosten werden wir uns schon einig.“

Ich sollte seiner Assistentin einfach den Mietvertrag geben? „Will sich deine Tante das Zimmer denn gar nicht ansehen?“, brachte ich endlich etwas hervor. „Vielleicht gefällt es ihr ja gar nicht.“

Er nahm den Zettel mit der Adresse und schenkte mir erneut ein breites Lächeln, das seine Grübchen zeigte.

*Verdammst ist der süß.*

„Sie weiß, wie schwierig es in Berlin ist, überhaupt etwas zu finden. Und es soll ja auch nur eine Übergangslösung sein. Es ist doch kein dreckiges Loch, oder? Wenn die Kündigungsfrist flexibel ist, passt das schon.“

„Äh, nein. Es ist ein schönes helles Zimmer“, erwiderte ich konsterniert.

„Dann ist doch alles gut. Schick aber gerne Fotos durch, damit ich ihr die zeigen kann, bevor sie unterschreibt.“ Sein Handy klingelte. „Da muss ich ran gehen.“ Und schon war er verschwunden.

Ich saß einfach nur weiter da und hatte das Gefühl, von einem Tsunami überrollt worden zu sein. Es schien so, als hätte mein Chef mich im ungünstigsten aller Momente bemerkt und als hätte ich jetzt eine neue WG-Mitbewohnerin, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Ich konnte von hier aus meiner Komfortzone aus der Ferne zuwinken.

\*\*\*

Puh, der Arbeitstag war geschafft. Ich saß im Friseursessel meines Stamm-Salons, der zwischen meiner Wohnung und der Werkstatt lag. Schon seit meiner Kindheit kam ich hierher. Warum Energie aufwenden, um etwas Neues zu suchen, wenn das Alte doch vollkommen in Ordnung war? So musste ich nicht jedes Mal wieder erklären, dass ich keinen Wert auf eine Unterhaltung während des Schniedens legte. Ich sah Gudrun zwar nur einmal im Jahr, aber das seit etwa 20 Jahren. Auch meinen Vater hatte ich als Kind ein paar Mal begleitet, der deutlich öfter zum Nachschneiden ging, als nur alle paar Monate.

Normalerweise wusch mir Gudrun die Haare, drückte mir dann eine Zeitschrift in die Hand, stellte ein Glas Wasser vor mich hin und begann, mir die Spitzen zu schneiden. Aber in diesem Tag war eindeutig der Wurm drin. Erst die Tanten-Geschichte und nun eröffnete mir Gudrun, dass sie mir nicht die Haare machen könnte.

„Es tut mir wirklich leid, Meike, aber mein Rücken bringt mich heute wirklich um. Es wird immer schlimmer. Ich bin einfach zu alt dafür, den ganzen Tag hier im Laden

zu stehen. Das macht mein Körper nicht mehr mit. Ich plane schon länger, etwas kürzer zu treten und deshalb habe ich auch Selma eingestellt. Sie ist seit zwei Wochen hier und macht wirklich einen tollen Job.“

Die Angesprochene war dabei, Haarreste mit dem Besen zusammenzufegen und blickte jetzt mit einem breiten Lächeln zu uns auf.

„Was meinst du, Meike? Bist du bereit für frischen Wind?“

Am liebsten hätte ich laut und aus vollem Hals *Neeeiiiiinnnn* geschrien. Ich wollte keinen frischen Wind. Ich wollte alte, abgestandene Luft, verflixt. Warum musste sich immer alles ändern? Aber was blieb mir schon für eine Wahl? Ich brachte ein knappes „Okay“ heraus und ergab mich meinem Schicksal.

Schon als sie mir die Haare wusch, fing Selma an zu plappern. Sie redete über das Wetter, den Berliner Verkehr, die neuesten Promi-Geschichten und es schien sie nicht im Mindesten zu stören, dass ich mich überhaupt nicht am Gespräch beteiligte. Manchmal heuchelte ich Interesse, indem ich nickte oder sie krampfhaft im Spiegel anlächelte, denn mir lag es fern, unhöflich zu sein. „Höflichkeit ist eine Tugend“, hatte mein Vater mir schon von klein auf eingebläut.

Gudrun tauchte wieder hinter dem Vorhang auf, der in den nicht öffentlich zugänglichen Teil des Salons führte. Sie ließ sich schwer auf einen Stuhl bei der Kasse fallen, ganz in meiner Nähe. Am anderen Ende des Raumes waren zwei weitere Friseurinnen mit ihren Kundinnen beschäftigt und in ihre jeweiligen Gespräche vertieft.

„Wir könnten auch ein paar Stufen hineinschneiden, dann würde dein Haar schöner fallen, was meinst du?“, fragte mich Selma nun. Sie hatte sich auf einen Hocker neben mir gesetzt und blickte mich voller Tatendrang an.

„Nein danke, nur die Spitzen, bitte, einfach gerade rüber.“

Verständnislos sah sie mich an.

„Ich trage meine Haare immer im Dutt auf meinem Hinterkopf. Es ist also völlig egal, wie sie fallen“, versuchte ich mich verständlich zu machen.

„Was meinst du mit *immer*?“ Sie konnte es einfach nicht glauben. So jemand wie ich war ihr in ihrem jungen Leben wahrscheinlich noch nicht untergekommen. Ich schätzte sie auf Anfang zwanzig. Ihre eigenen Haare waren einer Friseurin absolut würdig: dunkelbraun, dicht und glänzend. In sanften Wellen schlängelten sie sich über ihren Rücken. Ihre dunkelrot geschminkten Lippen kräuselten sich gerade. „Du meinst das ernst, oder? Sie meint das wirklich ernst.“ Den letzten Satz hatte sie an Gudrun gerichtet.

„Ja, allerdings. Wir kennen uns schon ewig und seit sie ein Teenager ist, trägt sie immer nur diese eine Frisur. Und sie unterhält sich nicht gerne beim Schneiden.“ Gudrun zuckte mit den Schultern „Jeder wie er will.“

„Dabei hast du so schöne Haare.“ Selma war mit ihrem Hocker hinter mich gerollt und kämmte meine nassen Strähnen.

„Ich mag es einfach praktisch. Und ich hasse es, wenn mir etwas ins Gesicht hängt.“

„Hast du es schon mal mit einer Kurzhaarfrisur versucht?“ Ihre Augen funkelten, wahrscheinlich weil sie eine Chance witterte, doch noch ein bisschen mehr an mir herumzuschnippen.

„Auf keinen Fall, dann müsste ich ja dauernd zum Nachschneiden kommen“, entgegnete ich kopfschüttelnd.

Selma grinste mich an. „Na du bist ja echt special.“

Dem konnte ich nicht widersprechen. Ich hoffte nun auf ein wenig Stille, aber die war mir nicht vergönnt.

„Warum unterhältst du dich nicht gerne?“

*Wirklich jetzt? Konnte sie mich nicht einfach in Ruhe lassen? Bleib höflich! Bleib höflich! Bleib höflich!*

„Ich mag einfach keinen Smalltalk.“

„Okay, dann kein Smalltalk. Reden wir über etwas Tiefschürfendes!“, forderte sie mich auf.

„Und du bist auch ein ganz besonderes Gewächs, oder?“ Ich schnaufte hörbar.

Selma kicherte bloß und machte mit ihrer Arbeit weiter. Ich hatte das ungute Gefühl, dass sie nicht lockerlassen würde. Und nachdem ich heute sogar schon Jan mein Herz ausgeschüttet hatte, war eine Person mehr oder weniger auch egal.

„Also gut. Mein Wochenende war total doof, weil meine beste Freundin aus der WG ausgezogen ist, ich mir die Wohnung alleine nicht leisten kann und mir jetzt relativ spontan zwei Mitbewohnerinnen suchen muss. Das beschäftigt mich gerade und zieht mich echt runter und ich wäre dir dankbar...“

„Wo ist deine Wohnung?“, unterbrach sie mich.

„Ein paar Straßen weiter, warum?“ Es war wie ein Déjà-vu. Aber keines von der guten Sorte.

„Gudrun, hast du das gehört? Sie sucht eine Mitbewohnerin!“ Selma schoss von ihrem Hocker hoch und deutete im Spiegel auf sich. „Tadaaa, hier ist sie.“

Was. Bitte. War. Heute. Los? Warum traf ich plötzlich überall auf Menschen, die sich oder andere in meine Wohnung einluden? Hätte ich doch nur die Klappe gehalten, wie sonst auch.

„Ich habe vorher schon meinem Chef versprochen, seine Tante aufzunehmen“, steuerte ich schnell gegen. Nochmal würde ich mich nicht so überrollen lassen, wie eben bei der Arbeit.

„Aber du hast doch von zwei Mitbewohnerinnen gesprochen, oder?“ Hoffnungsvoll blickte sie mich an.

„Scheint so“, wiegte ich ab. „Aber ich suche eher jemand Ruhigen.“ Mein Lächeln schien in meinem Gesicht festgeklebt zu sein. Ich wollte wirklich nicht unhöflich wirken, aber Selma und ich würden auf keinen Fall harmonieren. Das musste ihr doch klar sein. Sie war eine gestylte Plaudertasche und ich eine schlichte Einsiedlerin.

„Ich kann ruhig sein. Total ruhig.“ Sie zog sich einen imaginären Reißverschluss über den Mund. „Du wirst mich gar nicht bemerken.“

Das bezweifelte ich doch stark, aber ihr Enthusiasmus war ungebrochen.

„Gib dem Mädel eine Chance!“, mischte sich jetzt auch noch Gudrun ein. „Sie hat es gerade nicht leicht. Ihre Eltern haben aus heiterem Himmel beschlossen, wieder in ihre Heimat Mexiko zurückzukehren. Sie haben das arme Kind einfach hier zurückgelassen. Selma ist noch ganz neu in Berlin und hat bisher keine passende Bleibe gefunden. Sie schläft auf der Couch eines Freundes, stell dir das mal vor!“ Sie schüttelte missbilligend den Kopf.

Okay, das hörte sich unschön an. Da war ich mit meinen 600 Kilometern ja noch verhältnismäßig gut dran. Selmas Eltern hatten locker 6000 zwischen sich und ihre Tochter gebracht – wahrscheinlich sogar deutlich mehr. Aber das *arme Kind* war immerhin schon erwachsen und für sich selbst verantwortlich. Trotzdem war mein Mitgefühl geweckt. Wenn jemand wusste, wie man sich ohne seine Eltern fühlte, dann ja wohl ich. Und wenn jemand nachvollziehen konnte, was es mit einem machte, von seinen Eltern im Stich gelassen zu werden, dann war das ebenfalls ich.

*Scheibenkleister. Das kann doch nicht wahr sein. Du wirst sie jetzt nicht aufnehmen, nur, weil du Mitleid mit ihr hast!*

Irgendeine Sicherung schien in meinem Inneren durchzubrennen, so in der Art „Jetzt ist schon alles egal“ und ich antwortete: „Das kleinere Zimmer, wäre vielleicht noch zu haben. Aber ich muss erst mal ausrechnen, wie viel das kosten würde. Und du solltest es dir auf jeden Fall vorher ansehen!“

Selma stieß einen Freudenschrei aus und umarmte mich von hinten, dabei stach sie mir fast ihre Schere ins Auge. Dann tanzte sie wie wild geworden durch den Salon und umarmte auch noch alle ihre Kolleginnen.

Was hatte ich mir da nur eingehandelt? Ich musste wirklich verrückt sein.

\*\*\*

Mein wohlgeordnetes Leben schien ein wenig auf die schiefe Bahn geraten zu sein. Ich saß auf dem Boden in Tessas leerem Zimmer. Wir hatten eben telefoniert und sie hatte mir zu meinen neuen Mitbewohnerinnen gratuliert. Zuerst hatte meine Freundin sogar vermutet, dass ich sie auf den Arm nehmen wollte. Aber es fühlte sich eher so an, als würde ich das mit mir selbst tun.

Ich schlug das Notizbuch meines Vaters auf, das in meinem Schoß lag und blätterte durch die Seiten. „Ein Unglück kommt selten alleine“, las ich laut vor. Ich schnaubte. Na das passte ja, wie die Faust aufs Auge.

Ich ließ mich rückwärts auf den Parkettboden sinken, starrte die weiße Decke an und dachte an Fabians Tante. Er schien nett zu sein, zumindest was ich bisher so von ihm mitbekommen hatte – was zugegebenermaßen nicht besonders viel war. Dann bestand doch eine gewisse Chance, dass sie ebenfalls eine freundliche, aufgeschlossene und ruhige Person war, mit der ich mich über Autos und Serien unterhalten konnte, oder?

Hier gehts weiter